

Zacharias Mbizo: Der Schatten des Drachen *Literarisches Corona-Tagebuch*



Bei all den vielen Diskussionen über die gesundheitlichen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Corona-Pandemie beschleicht einen doch oft das Gefühl, dass etwas ungesagt bleibt. Denn die innere Ebene, die emotionale Erschütterung, die die Krise ausgelöst hat, wird dabei ausgespart. Dem trägt das vorliegende literarische Corona-Tagebuch Rechnung, indem es unseren realen Alptraum gewissermaßen von innen beleuchtet, als einen Reigen subjektiver Traumbilder.

© LiteraturPlanet, November 2020

Inhalt

I. Verwirrung	2
Krankheitssymptome	4
Gekaperte Körper.....	7
Der Schatten des Drachen	10
 II. Verwerfung	 13
Der Marionettenspieler.....	14
Unheilige Heilige	16
Robinson	18
Verwaist.....	20
Verhüllter Geist.....	23
 III. Verstörung	 26
Schädlingsbekämpfung	27
Vermummungsgebot	31
GlaubensLeere	33
 Bildnachweise	 36

I. Verwirrung



Im ersten Teil des literarischen Corona-Tagebuchs geht es um die abrupten Veränderungen, die das Virus mit sich gebracht hat, und um unsere vergeblichen Versuche, es auszusperrten oder vor ihm zu fliehen.



Krankheitssymptome

Als du an jenem Morgen erwachst, ist alles wie immer. Der Kalender an der Wand gegenüber deinem Bett zeigt dieselben schneebedeckten Berge wie am Abend zuvor. An der Pinnwand herrscht noch immer dasselbe Zettelchaos, und deine Tiffany-Nachttischlampe glitzert in dem Sonnenstrahl, der sich wie jeden Morgen durch die Lücke in der Gardine stiehlt. Und doch hast du das Gefühl, dass sich etwas verändert hat.

Schläfrig streckst du dich und versuchst, dir die Traumwelt der Nacht aus den Augen zu wischen. Im Bad lässt du gebirgsbachkaltes Wasser deine Poren durchdringen, in dem unbestimmten Wunsch, dich von etwas reinzuwaschen. Dann beauftragst du die Kaffeemaschine mit einem extra starken Erweckungstrank. Surrend fügt sie sich deinen Anweisungen.

Du setzt dich an den Küchentisch. Du schaltest das Radio ein. Du blätterst in der Zeitung. Du nippst an dem Kaffee.

Aber die Musik klingt schriller als sonst, sie lässt sich nicht zu dem Klangteppich zähmen, mit dem sie sonst dein Frühstück untermalt. Die Zeitung spricht nicht zu dir – es ist, als würde sie über ein anderes Universum berichten. Und der Kaffee schmeckt bitter, als hätte ihn jemand mit Gift versetzt.

Du kommst dir vor wie ein Schauspieler, der das Leben eines anderen vorführen soll. Das, was sonst selbstverständlich war, musst du dir nun mühsam vor-täuschen: Normalität.

Ist etwa jemand bei dir eingebrochen? Ja, sagst du dir, das muss es sein! Wie sonst ist es zu erklären, dass dir alles anders erscheint, obwohl nichts sich verändert hat?

Du springst von deinem Stuhl auf und stürzt von einer Ecke der Wohnung in die andere. Hastig erstellst du eine imaginäre Inventarliste deiner Habseligkeiten: Smartphone? Hattest du schon in der Hand! Tablet? Auf dem Couchtisch! Fernseher? Hängt unversehrt an der Wand! Geldbeutel? Unangetastet in deiner Manteltasche – was ja auch kein Wunder ist, denn es klimpern nur ein paar nutzlose Münzen darin!

Nein, musst du dir eingestehen, es fehlt nichts. Ein Einbrecher kann nicht in der Wohnung gewesen sein. Da beschleicht dich auf einmal ein ungutes Gefühl: Wenn der Einbrecher nun noch in der Wohnung ist? Wenn du aufgewacht bist, bevor er sein Werk vollenden konnte?

Reflexartig drehst du dich um: Hat sich da nicht etwas in deinem Rücken bewegt? Etwas, das sich unmerklich an dich anschleicht?

Beunruhigt trittst du ans Fenster. Auch die Menschen unten in der Straße scheinen sich hektischer zu bewegen als sonst. Auch sie drehen sich ständig nach allen Seiten um, als würden sie von einem unsichtbar Gegner verfolgt.

So bricht sich die Welle deiner inneren Unruhe nur an der äußeren und stürzt mit doppelter Kraft in dich zurück. Als du dich wieder an den Tisch setzt, steht es dir auf einmal klar vor Augen: Es ist niemand bei dir eingebrochen. Nein, es ist jemand bei dir eingezogen. Jemand, den du nicht siehst. Jemand, den du nicht kennst. Jemand, mit dem du nicht reden kannst, weil er nicht deine Sprache spricht.

Vielleicht hat dieser Jemand deine Wohnung gerade für ein paar Augenblicke verlassen. Aber du weißt: Er wird wiederkehren. Von jetzt an wird er als Untermieter bei dir leben, er wird dir nahe sein, ohne dass du ihm nahekommen kannst.

Du möchtest fliehen, fort aus dieser Wohnung, in der du dich auf einmal nicht mehr zu Hause fühlst. Aber du erhebst dich noch nicht einmal von deinem Stuhl. Zu deutlich spürst du, dass der, der sich bei dir eingenistet hat, dir überallhin folgen würde, ganz egal, an was für entlegenen Orten du Zuflucht suchen solltest.

Du fühlst dich wie ein schuldlos Verurteilter. Mechanisch schleichst du ins Bad, um dich fertig zu machen für einen Tag, der nicht mehr dir gehört. Als du in den Spiegel schaust, blickst du in das Gesicht eines Fremden.





Gekaperte Körper

Nach deiner Rückkehr aus dem Urlaub schreckt dich ein Geräusch aus dem Nachbargrundstück auf. Es klingt nach Bauarbeiten. Sollte dein Nachbar sich etwa schon wieder einen neuen Schuppen in den Garten bauen?

Neugierig trittst du an die Hecke, die die Grundstücke voneinander trennt. "Was soll denn das werden?" fragst du in den aufgewirbelten Staub hinein.

Dein Nachbar zuckt zusammen, als hätte neben ihm eine Bombe eingeschlagen. Seltsam, denkst du. So schreckhaft hattest du ihn gar nicht in Erinnerung!

"Ein Bunker natürlich", erklärt dir dein Nachbar in gehetzten, abgehackten Worten. "Ich baue einen Bunker gegen die Außerirdischen."

Jetzt ist es an dir, zusammenzuzucken. Nicht nur wegen der merkwürdigen Erklärung, die so gar nicht zu deinem sonst so nüchternen, alles andere als phantasievollen Nachbarn passen will. Was dich vor allem erschreckt, ist dessen äußere Erscheinung. Erst jetzt, nachdem er dir das Gesicht zugewandt hat, siehst du die Ritterrüstung aus Plexiglas, in die er gehüllt ist.

Wird etwa, fragst du dich, mal wieder der Karneval im Sommer nachgefeiert, weil die Faschingsumzüge den Winterstürmen zum Opfer gefallen sind? Aber

warum sollte man in der Verkleidung eine Baugrube ausheben? Handelt es sich bei der Ritterrüstung also eher um eine neuartige Bauarbeitermontur?

"Hast du auch an den Anti-Röntgen-Schutzschild gedacht?" scherzt du, weil du annimmst, dein Nachbar möchte dich auf den Arm nehmen. "Außerirdische haben doch Röntgenaugen, mit denen sie durch Bunkerwände hindurchschauen können!"

Dein Nachbar sieht dich bestürzt an. Als du Anstalten machst, an einer niedrigen Stelle über die Hecke zu steigen, weicht er zurück wie ein halb ausgesogenes Opfer vor einem Vampir. "Bleib bloß, wo du bist!" ruft er dir zu. "Und lass gefälligst deine blöden Sprüche – die helfen jetzt auch nicht weiter!"

Jetzt hast du langsam genug von dem Schabernack. "Was regst du dich denn so auf?" fragst du verärgert. "Ich selbst bin doch kein Außerirdischer!"

"Du vielleicht nicht", entgegnet dein Nachbar allen Ernstes. "Aber woher soll ich denn wissen, ob nicht vielleicht längst einer in dich eingedrungen ist, der mich jetzt aus deinem Körper heraus anfallen möchte?"

Damit ist die Sache für dich klar: Dein Nachbar hat offenbar den Verstand verloren. Wortlos wendest du dich von ihm ab.

Wie ist das nur möglich? fragst du dich, während du zurück in dein Haus gehst. Wie kann sich der Geist so schnell verwirren? Dein Nachbar war doch immer ein pragmatischer Zeitgenosse gewesen, dessen Denken nie von dem Boden der anerkannten Realität abwich! Oder ist vielleicht gerade das der Grund für seine plötzliche Umnachtung?

Es klingelt an der Tür. Als du sie öffnest, ist niemand mehr da. Wahrscheinlich wieder ein paar Lausbuben, die dir einen Streich spielen wollen, denkst du. Da aber siehst du den Postboten, der sich eilig von deinem Haus entfernt, als fürchte er deine Nähe.

Unmittelbar darauf entdeckst du das Paket, das der Mann dir offenbar vor die Tür gelegt hat. Befremdet hebst du es auf und trägst es ins Haus. Vorsichtig schälst du den Inhalt aus all den Hüllen, die ihn wie ein kostbares Juwel umgeben. Als du den Schatz endlich in Händen hältst, zuckst du unwillkürlich zusammen: Es handelt sich um exakt so eine gläserne Ritterrüstung, wie du sie an deinem Nachbarn gesehen hast.

Eine seltsame Unruhe steigt in dir auf. Spontan beschließt du, einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Dein Nachbar ist noch immer so mit seinem Bunkerbau beschäftigt, dass er gar nicht bemerkt, wie du an ihm vorbeigehst. Es ist ein heißer Sommertag, sein

Gesicht glüht unter dem Visier. Erleichterung macht sich in dir breit, als du dich von ihm entfernst.

An der nächsten Ecke biegst du in die Hauptstraße ein, die zum Park führt. Eine Zeit lang bist du so vertieft in deine Gedanken, dass du nichts um dich herum wahrnimmst. Dann aber stutzt du plötzlich: Die Frau, die da eben an dir vorbeigegangen ist – war die nicht auch in eine gläserne Ritterrüstung gehüllt? Und der Mann dort hinten – marschiert der nicht auch als Faschingsritter über die Straße?

Als du dich genauer umschaust, erkennst du: Fast alle sind verkleidet. Es ist, als hätte irgendjemand den Tag der gläsernen Ritterspiele ausgerufen.

Hast du vielleicht irgendetwas nicht mitbekommen? In deinem Urlaub hältst du immer eine Art Nachrichten-Fasten ein. Was auf der großen Weltbühne oder in deiner Heimat passiert, blendest du ganz bewusst aus, um dich besser entspannen zu können. Dabei muss dir wohl irgendetwas entgangen sein.

Ein paar Schritte weiter schreit dir ein Kiosk die Wirklichkeit ins Gesicht: "Außerirdische dringen immer weiter vor!" kreischen die Schlagzeilen, und: "Trauriger Rekord: Außerirdische kapern tausend Körper an einem Tag!"

Als du aufblickst, siehst du, dass auch die Kioskverkäuferin hinter einer Ritterrüstung verborgen ist. Zusätzlich ist die Verkaufsfläche durch eine Plexiglas-scheibe gesichert. Dahinter verschwimmt die Gestalt der Frau mit der Dunkelheit ihrer Kioskhöhle.

Verstört trittst du den Heimweg an. Beim Blick auf all die Passanten, die in voller Rittermontur auf dich zuschreiten, kommst du dir auf einmal fast nackt vor, als wärest du in Badebekleidung auf einen Polizeiball gegangen. Immer neue Wellen von Uniformierten branden auf dich zu, teilen sich vor dir, brechen sich an dir wie an einer störenden Klippe. Unwillig musst du dir eingestehen, dass du dich selbst bereits fühlst wie in einer von Außerirdischen überschwemmten Welt.

Zu Hause holst du die Ritterrüstung, die dir der Postbote gebracht hat, aus der Kiste und legst sie vor dich auf den Tisch. Lange begutachtest du sie unschlüssig, betastest sie gedankenverloren, betrachtetest dein Spiegelbild in dem gläsernen Visier. Dann legst du sie an.



Der Schatten des Drachen

Staunend erfuhrt du vor einiger Zeit aus den Nachrichten, dass sich vor der Stadt ein Drache niedergelassen habe. Jeden, der ihm zu nahe komme, versenge er mit seinem giftigen Atem.

Schon geringste Spuren des Drachenhauchs könnten, hieß es, den Tod bringen. Denn die Atemtröpfchen des Ungeheuers verfügten, so erläuterten es die Drachenkundler, über die Fähigkeit, auf der Haut der Angewehrten zu kleinen Würmern zu mutieren. Diese wären mit winzigen Stacheln ausgestattet, mit denen sie in die Haut der Opfer eindringen könnten. So könnten sie in deren Blutbahn gelangen und sie von innen heraus aussaugen.

Qualvoll sei der Tod, den die Atemwürmer brächten, qualvoll und einsam. Es fühle sich an, so erläuterten die Experten, als würde einen jemand über Tage hinweg strangulieren. Hilfe sei unmöglich, gegen die Miniaturdrachen sei kein Kraut gewachsen. Auch seelischer Beistand könne nicht geleistet werden, da die Atemwürmer auf jeden überspringen würden, der dem Opfer Trost zu spenden versuche.

Vor einem Verlassen der Stadt wurde demzufolge dringend gewarnt. Nichtsdestotrotz wurden kurz darauf auch innerhalb der Stadt Spuren des giftigen Drachenhauchs aufgespürt. Drachenforscher hatten sie mit speziellen Sensoren

sichtbar gemacht. Vielleicht waren die Ausdünstungen des Drachen einfach vom Wind in die Stadt geweht worden. Vielleicht war aber auch die Kleidung einiger Unvorsichtiger, die sich über die Warnungen hinweggesetzt und sich außerhalb der Stadt bewegt hatten, eine Art Trojanisches Pferd für sie gewesen.

Daraufhin wurden die Stadttore geschlossen. Niemand durfte mehr hinaus, niemand durfte mehr hinein.

Allen Vorsichtsmaßnahmen zum Trotz häuften sich jedoch die Berichte über Opfer des Drachen und seiner heimtückischen Miniaturklone. Täglich gab es neue Gerüchte über deren Einfallstore, immer umfangreicher wurde die Liste an Beschwerden, die sie verursachten.

Gleichzeitig gab es allerdings auch immer mehr Erzählungen über jene Glücklichen, die sich erfolgreich gegen den Ansturm der Miniaturdrachen zur Wehr gesetzt hatten; denen es gelungen war, diese ihrerseits mit dem Schwert ihres Überlebenswillens zu vernichten.

So wuchsen allmählich die Zweifel in dir: Handelte es sich bei den Opfern des Drachen und seiner Sprösslinge nicht überwiegend um Alte und Gebrechliche? Um morsche Blätter am Baum des Lebens, die ohnehin von dem nächsten Windstoß zu Boden geweht worden wären? War der angebliche Drache am Ende nur ein ganz gewöhnliches Reptil, das in der monotonen Wüste des Alltags zu etwas Außergewöhnlichem aufgebläht worden war? Gewissermaßen eine Halluzination, die sich der Reizarmut der Normalität verdankte?

Da erinnerst du dich an den alten Tunnel, der einst bei Belagerungen der Stadt als Versorgungsstollen gedient hatte. Was niemand wusste: Ein Eingang befand sich direkt unterhalb deines Hauses. Du musstest nur in den Keller hinabsteigen und dort die morsche, gut hinter einem Weinregal verborgene Tür aufstoßen, um ihn zu betreten.

Nun stehst du auf der anderen Seite des Tunnels und blickst hinaus in die weite Ebene, in die der Stollen dort mündet. Du hattest sie gar nicht mehr so weit in Erinnerung. So frei. So grenzenlos. Wohlige Schauer überlaufen dich, als die Flügel des Windes dich streifen. Wie von einem lange vermissten Bruder lässt du dich von ihnen umfassen.

Du atmest tief durch. Dieses tanzende Licht unter den vorüberziehenden Wolken! Der ahnungsvolle Gesang der Grillen! Der würzige Duft der Kräuter!

Oder bildest du dir das alles nur ein? Erscheint dir die Welt nur deshalb so frei, weil du so lange hinter den engen Stadtmauern eingesperrt warst? Grillen können doch gar nicht singen! Und waren nicht viele Kräuter sogar giftig?

Eine plötzliche Verunsicherung lähmt deinen Schritt. Für einen Augenblick streift sogar der Gedanke an Rückkehr die Schwelle deines Bewusstseins. Aber dein Stolz drängt ihn so schnell zurück, dass du ihn gleich wieder vergisst.

Trotzig beschleunigst du deinen Schritt. Immer tiefer dringst du in die Ebene ein, entschlossen strebst du fort von dem Gefängnis, das die Stadt zuletzt für dich gewesen war.

Ein letztes Mal drehst du dich um, wie um dem städtischen Kerker ein hämisches Lebewohl zuzurufen. Zu deiner Enttäuschung musst du feststellen, dass du dich noch gar nicht so weit von der Stadt entfernt hast, wie du gedacht hattest. Auch wird es auf einmal ganz dunkel um dich her.

Zieht womöglich ein Gewitter auf? Oder sollte etwa schon die Nacht hereinbrechen? Aber du bist doch extra früh am Morgen losgegangen, um bei Tageslicht laufen zu können! Und was ist das für ein ätzender, beißender Geruch, der dir plötzlich in die Nase steigt? Warum kribbelt es auf deiner Haut, als würden unsichtbare Insekten darauf herumkrabbeln?

Dir wird schwarz vor Augen, du musst dich setzen. Sterne umtanzen dich, du möchtest nach ihnen greifen, aber da verwandeln sie sich in Schmetterlinge, die sich dir glitzernd entziehen. Du bist wieder ein kleines Kind, du rennst hinter ihnen her, wedelst mit den Armen, um die Edelsteine der Lüfte zu fangen, du ahmst am Boden ihre Tänze nach, diese schwungvollen Schneisen, die sie in die Luft schlagen ...

Ja, denkst du, die Schmetterlinge, eines Tages werde ich mit ihnen in den Süden reisen. Jetzt aber musst du dich erst einmal dem großen Schatten beugen, der sich über dich gelegt hat, diesem Schatten, dem ein unangenehmer, all deine Glieder lähmender Atem entströmt.

II. Verwerfung



In den ersten drei Einträgen des literarischen Corona-Tagebuchs stand die allgemeine Veränderung unserer Lebensumstände durch das Virus im Vordergrund. In Teil II richtet sich das Augenmerk auf einzelne gesellschaftliche Bereiche und Personengruppen. Zu Beginn werfen wir einen Blick auf die politische Bühne.



Der Marionettenspieler

Breitbeinig steht er in der Mitte des Marktplatzes. Wie eine Krone aus Körpern haben sich die Schergen seiner Aria-Polizei um ihn versammelt. Unverwandt sind ihre Augen auf die ihnen zugeteilten Ecken des Platzes gerichtet. Nichts und niemand entgeht ihren Blicken. Kein Atemhauch darf in die Sphäre eines anderen eindringen! Kein Atemzug darf sich den Duft eines anderen einverleiben!

Die Augen des Breitbeinigen zucken. Dort hinten, ganz am Rande des Platzes: Hat da nicht jemand seinen Schleier gelüftet? Und rechts unter ihm, in diesem Menschenknäuel, das sich an dem heiligen Ernst des Lebens versündigt: Hat da nicht jemand laut gelacht?

Er gibt seinen Schergen ein Zeichen. Zwei von ihnen lösen sich aus dem Lorbeerkranz der Wächterkörper und schreiten, gelenkt von dem ordnenden Blick

ihres Meisters, auf die Abweichler zu. Ein geübter Griff, eine lässige Drehung des Handgelenks, schon ist den Ketzer das Lachen vergangen. Mechanisch drehen die Schergen sich um und kehren wieder an ihren Platz in der Wächterkrone zurück.

Zufrieden nickt der Breitbeinige ihnen zu. Er weiß: Nicht mehr lange, und er wird auf die Schergen verzichten können. Dann werden sie nur noch eine Art Schmuck für ihn sein, Insignien seiner Herrschaft, wie der Schleier vor seinem Gesicht, der den Abdruck seiner machtvollen Züge verschwimmen lässt mit dem Wappen des Landes, über das er gebietet.

Haben sich nicht schon jetzt die unerbittlichen Blicke seiner Wächter verselbstständigt? Ist es nicht schon jetzt, als würden einen von überallher körperlose Augen anstarren? Als würde mitten im unbefleckten Blau des Himmels der Abgrund einer Pupille schimmern, die alles Tun auf Erden in sich aufnimmt? Als wäre die Luft erfüllt vom Gitterwerk unsichtbarer Lider, die jede noch so unscheinbare Regung mit einem tadelnden Zucken beantworten?

Ein wohliger Schauer durchströmt den Breitbeinigen. Endlich kann er der große Marionettenspieler sein, der er immer sein wollte! Die verschleierte Lebewesen sind unbeschriebene Blätter geworden, in die er selbst die Signatur seiner Herrschaft einschreiben kann. Er ist es, der ihnen ihre Rollen zuweist. Und wer aus der Rolle fällt, dem spricht er einfach ganz das Recht auf eine eigene Rolle ab.

Endlich ist es ihm gelungen, dem Leben jene Unvorhersehbarkeiten, jene Unwägbarkeiten zu nehmen, die ihm früher so schmerzlich die Grenzen seiner Macht aufgezeigt haben. Nichts kann ihn mehr überraschen. Das Leben liegt in seiner Hand. Er ist es, der ihm Gestalt verleiht und die Richtung weist.

Der folgende Eintrag im literarischen Corona-Tagebuch wirft einen Blick hinter die Kulissen der Beifallsrituale, mit denen zu Beginn der Pandemie die Leistungen bestimmter Berufsgruppen, insbesondere die des medizinischen Personals, gewürdigt wurden.



Unheilige Heilige

Natürlich hat es dir geschmeichelt, als sie dich in den Heiligenstand erhoben haben. Wer möchte nicht gerne aus der Menge herausgehoben werden? Wen macht es nicht stolz, wenn andere zu ihm aufblicken? Wer erntet nicht gerne Beifall und Bewunderung für seine Arbeit?

Schon bald aber hast du auch die Schattenseiten des Heiligendaseins kennengelernt. Heilige, so musstest du erfahren, sollen wie Vögelchen sein, die ihre Lebenskörnchen unmittelbar aus Gottes Hand picken. Heilige brauchen kein Geld. Heilige brauchen keine irdische Nahrung.

Leider hat sich das noch nicht bis zu deinem Vermieter herumgesprochen. Er begrüßt dich zwar ehrerbietig, wenn er dich auf der Straße trifft. Wenn du aber

deine Miete nicht pünktlich zahlst, schickt er dir eine Mahnung, die ganz und gar nicht ehrerbietig klingt.

So hast du dir nicht selten gewünscht, wieder in die Masse der Normalsterblichen eintauchen zu dürfen. Erst recht, wenn du nach einem langen, viel zu langen Arbeitstag mit knurrendem Magen ins Bett gehen musstest. Wenn alle Ladenbesitzer und selbst die Betreiber der Imbissbuden den satten Schlaf der Gerechten schlafen durften, während du den unruhigen Schlaf der Hungrigen schlafen musstest.

Am schmerzlichsten aber war für dich die Erkenntnis, dass Heilige nicht scheitern dürfen. Wenn Heilige scheitern, so nicht deshalb, weil ihre Kräfte einer Aufgabe nicht gewachsen sind. Weil es schlicht Aufgaben gibt, denen die menschlichen Kräfte nicht gewachsen sind. Weil andere ihnen die nötigen Bedingungen für erfolgreiches Wirken verweigern. Nein, wenn Heilige scheitern, so bedeutet das, dass sie sich aus Gottes Hand haben gleiten lassen; dass sie in ihrer asketischen Strenge nachgelassen haben und Gottes Ohr deshalb nicht mehr erreichen. Wenn Heilige scheitern, so ist das immer ihre Schuld.

Wie oft schon hast du davon geträumt, wieder aus deinem Heiligenstatus entlassen zu werden! Aber leider heißt es: Einmal heilig, immer heilig! Niemand kann unheilig gesprochen werden. Der Heiligenschein klebt an einem bis über den Tod hinaus.

Auch in diesem Moment, in dem die Menge dich zu einem Ort außerhalb der Stadt geleitet, bist du keineswegs gewillt, dich in dein Schicksal zu fügen. Das sonnenumbrandete Kreuz, das sie dort oben auf dem Hügel für dich errichtet haben, sticht in deinen Augen. Wie sirrende Pfeilspitzen gellen die Jubelrufe der Menge in deinen Ohren: "Ein Hoch auf die Heiligen! Ein Hoch auf die, die uns von unseren Sünden erlösen! Ein Hoch auf die, die unsere Gebete in die andere Welt tragen! Ein Hoch auf unsere Fürsprecher vor Gott!"

Du aber möchtest gar nicht in die andere Welt reisen. Du möchtest gerne noch in dieser Welt bleiben. Du möchtest leben, dein Leben leben, wie alle anderen auch.

Corona-Schicksale I: Insbesondere bei vielen älteren Menschen hat sich während der Corona-Krise ein ungebetener Gast einquartiert: die Einsamkeit.



Robinson

Eigentlich kannst du dich nicht beklagen. Auf deiner Insel fehlt es dir an nichts. Regelmäßig werden dir Nährstoffe zugeführt, deine Ruhezeiten werden geachtet, du hast genügend Platz, um dich deinen Bedürfnissen gemäß auszubreiten, selbst der Wechsel aus Sonnenbestrahlung und schattigeren Stunden ist situationsgerecht optimiert worden. Wärest du eine Pflanze, so würdest du in reicher Blüte stehen.

Sogar einen Spiegel haben sie dir auf deine Insel gestellt. So bleibt dir wenigstens die Brücke in dein äußeres Ich erhalten, wenn schon sonst alle Brücken zu dir abgebrochen worden sind.

Manchmal verharrst du minutenlang vor dem Spiegel und liest in deinem Gesicht, als wäre es das Gesicht eines Fremden. In diesen Faltenkämmen und Runzeltälern, die zu dir sprechen wie vergilbte Urlaubsfotos.

Diese kleine Narbe da: Ist das nicht ein Souvenir aus jenem Sommer, als du dich das erste Mal auf den steilen Hügel an deinem südlichen Urlaubsort hinaufgewagt und dir in der Macchia einen Dorn eingerissen hast? Und dort unten, die Einkerbung neben der linken Unterlippe: Hat sie sich nicht in jenem Hades-Herbst in deine Haut geritzt, als du deinen besten Freund verloren hast? Ist sie nicht fast schon eine Art Autogramm von ihm, als hätte er sich bei seinem Abschied für immer in dich eingeschrieben?

Wie Baumringe fließen die Lianen deiner grauen Locken um dein Gesicht. Jeder Ring erzählt die Geschichte eines ganzen Lebensjahres.

Ja, du könntest dich ganz in deine Vergangenheit hüllen. Tage-, wochen-, monatelang könntest du im Wald deiner Erinnerungen spazieren gehen, ohne dass es dir langweilig würde. Wie zu Beginn deines Lebens, als du auf dem Speicher in den Erinnerungen deiner Großeltern gewühlt hast, gäbe es immer wieder Dinge zu entdecken, die dir in ihrer Verwurzelung in alten, längst vergessenen Selbstverständlichkeiten und Vorlieben ganz fremdartig erscheinen. Auch die Vergangenheit ist ein unbekannter Kontinent.

So reizvoll derartige Entdeckungsreisen in das gelebte Leben aber auch sein mögen: Es bleiben doch Reisen in einem geschlossenen Raum, in einem Reservat, dessen Zäune mit keiner Kraft der Welt aufgebrochen werden können. Deshalb gehst du oft an den Rand deiner kleinen Insel und tauchst deine Füße ins Meer, um den freien, ewig unberechenbaren Pulsschlag des Lebens zu spüren.

Dann suchst du mit den Blicken den Horizont nach vorüberziehenden Schiffen ab. Wann immer du eines erspähist, stellst du dir vor, du stündest selbst darauf: Du spürst den Tanz der Wellen unter deinen Füßen, du versuchst, in ihrem Rhythmus mitzuschwingen, dich hineinzufühlen in ihren Takt, der dich in neue, unbekannte Welten trägt. Jeder Augenblick ist wie der Anfang deiner ersten Tanzstunde, in jedem Moment legt sich ein neues Element aus dem unerschöpflichen Füllhorn der Rhythmen um deine Glieder.

Manchmal geschieht es auch, dass eines der großen Schiffe ein Beiboot zu Wasser lässt, das deine Insel ansteuert. Meistens geht das Boot aber einige Meter vor dem Strand vor Anker. Nur schemenhaft erkennst du dann durch den Schleier des Sonnenlichts eine Gestalt, die dir zuwinkt. Ob sie dir wohl vertraut ist? Steht sie dir vielleicht sogar besonders nahe? Lächelt sie dir zu? Und warum schweigt sie? Oder werden ihre Worte nur vom Rauschen der Brandung verschluckt?

Noch bevor du Antworten auf deine Fragen findest, dreht das Boot wieder um. Während es in den Dunst der Ferne eintaucht, verschwimmen auch in dir die Grenzen der Wahrnehmung: Hast du nur von der Begegnung geträumt? War sie nur eine Halluzination, ein Lichtspiel am Baum deiner Erinnerungen? Oder hat sie wirklich stattgefunden?

Kurz darauf umgibt dich wieder die blaue Leere. Undurchdringlich erstreckt sie sich von einer Seite des Horizonts zur anderen, wie eine Leinwand, auf die

deine weltentwöhnten Augen die Bilder deiner Sehnsucht zeichnen können, nur ab und an betupft von dem geisterhaften Reigen der Schiffe.

Corona-Schicksale II: Für manche Menschen ist ein Ausgehverbot während eines Lockdowns gleichbedeutend mit einem Existenzverbot.



Verwaist

Als du an die Straßenkreuzung kommst, wo du jeden Morgen deinen kleinen Verkaufsstand aufschlägst, kannst du dein Glück kaum fassen: Es ist noch niemand da! Du kannst dir frei aussuchen, wo du deine Waren präsentieren möchtest.

Du kannst dich gar nicht daran erinnern, wann so etwas das letzte Mal passiert ist. Oder ob es überhaupt schon einmal passiert ist. Normalerweise gibt es stets erst lange Auseinandersetzungen mit den anderen Straßenhändlern um die besten Plätze. Mit deiner jahrzehntelangen Verkaufserfahrung kannst du die verschiedenen Ecken mit sicherem Blick in Güteklassen einteilen. Und den Gegenwert jeder Güteklasse kannst du exakt in der Größe der Reisschüsseln angeben, die du deinen Kindern am Abend auftischen kannst.

Freudig suchst du dir den besten Platz aus und arrangierst dein Angebot auf dem ausklappbaren Tisch, der dir als Verkaufsfläche dient. Dann hältst du nach Kunden Ausschau.

Du wartest fünf Minuten. Du wartest zehn Minuten. Du wartest eine halbe Stunde. Allmählich verwandelt sich deine Freude in Verwunderung und deine Verwunderung in Befremden, das in ein anschwellendes Entsetzen übergeht. Denn nicht nur die anderen Straßenhändler bleiben an diesem Morgen aus. Es ist auch sonst niemand auf der Straße.

Niemand kommt auf dich zu. Kein Auto ist zu sehen. Von nirgendwoher sind die üblichen Morgengespräche zu hören und das Kindergezwitscher, das sonst immer mit den Hupkonzerten der ewig ungeduldigen Autofahrer um die Schallhöhe ringt. Erst nach einer halben Ewigkeit nähert sich dir ein einzelner Passant. Als er an dir vorbeigeht, sieht einer den anderen an, als wäre ihm ein Geist erschienen.

Hast du etwa einen Feiertag übersehen? Aber selbst wenn: Müsste nicht gerade dann ein ausgelassenes, vom Alltagsdruck befreites Treiben auf den Straßen herrschen?

Jetzt ärgerst du dich, dass du am vorigen Abend nicht, wie du es eigentlich vorgehabt hattest, bei deinen Nachbarn vorbeigegangen bist. Dein Fernseher ist schon seit längerem defekt. Wenn du dir etwas anschauen willst, musst du zu Bekannten gehen. Dafür bist du aber abends meist zu müde. Dadurch bekommst du auch nur die Hälfte von dem mit, was in der Welt vor sich geht.

So bist du nun hilflos dem Strom abenteuerlicher Vermutungen ausgeliefert, die in dir aufsteigen. Eine Bombe kommt dir in den Sinn, von der du einmal gehört hast. Angeblich kann sie eine große Zahl an Menschen töten, ohne dabei die Gebäude zu beschädigen. Und gibt es nicht auch bestimmte heimtückische Gase, die durch alle Ritzen dringen und die Menschen im Schlaf überraschen?

Aber auch diese Erklärungsansätze befriedigen dich nicht. Selbst wenn es einen solchen hinterlistigen nächtlichen Angriff gegeben haben sollte: Irgendwelche Spuren davon müssten doch zu sehen sein. Schließlich ist die Stadt auch nachts nicht menschenleer. Normalerweise gibt es immer und überall Leben in ihr. Irgendwer müsste also auch draußen von der Attacke getroffen worden sein. Und Waffen, die ihre Opfer nicht nur lautlos töten, sondern sie danach auch noch spurlos beseitigen, gibt es deines Wissens nur in Science-Fiction-Filmen.

Noch einmal durchbohrst du die leblosen Straßenschluchten mit deinen Blicken. Und tatsächlich: An der nächsten Straßenecke erblickst du einen Polizisten. Er ist ganz in eine dunkle Kampfmontur gehüllt – offenbar ist er zur Überwachung der Straße eingeteilt. Dann wird er sicher auch wissen, was geschehen ist, denkst du erleichtert. Kurz entschlossen gehst du auf ihn zu.

Auf halbem Weg zu dem Gesetzeshüter drehst du dich gewohnheitsmäßig noch einmal um. Es ist zwar niemand auf der Straße, also kann dich eigentlich auch niemand bestehlen – aber man kann ja nie wissen. Vielleicht hat sich ja jemand ganz in der Nähe versteckt und wartet nur auf die Gelegenheit, dich auszurauben.

Auf einmal zerreißt ein Schrei die Stille. Erschrocken wendest du dich wieder zu dem Uniformierten um. Der Schrei kam aus seiner Richtung: Möchte er dich etwa vor irgendetwas warnen?

Da siehst du, wie er die Pistole aus dem Halfter zieht und auf dich anlegt.



Corona-Schicksale III: Auch die Schulbank fühlte sich während der Corona-Krise noch härter an als sonst.



Verhüllter Geist

In langen Reihen stehen sie vor den Verhörräumen, die einmal Klassenräume waren. Keiner ist mehr der, der er war. Jeder existiert nur noch als wesenlose Kopie seiner selbst, in der ein böser, alles vernichtender Feind sein Lager aufgeschlagen hat.

"Lass dich nur nicht vom äußeren Anschein täuschen!" hat man ihnen gesagt. "Auch in deinem besten Freund wohnt jetzt dein Feind!"

So stehen sie weit entfernt voneinander. Das, was sie nun am meisten bräuchten, ist ihnen am strengsten verboten: menschliche Nähe.

Dann ein durchdringendes Signal, das wie ein Stromstoß durch ihre Körper fährt. Schüler 1 betritt den Verhörraum.

Ein neuerliches Signal. Schüler 2 betritt den Verhörraum.

Nach und nach schleichen sie alle auf ihre Plätze, auf vorgeschriebenen Wegen, in gebührendem Abstand von dem Feind, der jetzt in ihren früheren Freunden wohnt.

Als Letzter betritt der den Raum, der einmal ihr Lehrer war. Auch in ihm wohnt jetzt der Feind, auch er ist nur noch ein Tafelroboter, der einem ihm selbst unverständlichen Plan folgt.

Aus furchterfüllten Augen fixieren sie den Tafelroboter. Eingesperrt in der Schutzhaft ihrer Schutzmasken, sind ihre Gedanken nur noch das Echo des Wortregens, der auf sie niedergeht.

"Schüler 5: Aufstehen!" schallt es durch den Verhörraum.

Zitternd erhebt sich Schüler 5.

"Zähle alle Vornamen deiner Landesherren auf!" tönt es von der Tafel.

"Friedrich", stottert Schüler 5.

Der Tafelroboter nickt.

"Wilhelm", fährt Schüler 5 fort.

Der Tafelroboter nickt.

Dann weiß Schüler 5 nicht weiter. "Kaspar?" fragt er schließlich.

Der Tafelroboter erbebt. "Setzen! Sechs!" bellt er.

Nach einer Weile ein erneutes Signal, ein erneuter Stromstoß, der die Körper wie an Marionettenfäden zur Tür dirigiert.

Einer nach dem anderen treten sie hinaus auf den Gefängnishof, der einmal ein Schulhof war. Schweigend drehen sie ihre Runden, ein jeder eingeschlossen in sich selbst, das Seelentor dreifach verriegelt, um den Feind nicht einzulassen.

Als alle wieder ihre Plätze im Verhörraum eingenommen haben, geschieht etwas Unerhörtes. Etwas, das seit Ewigkeiten nicht mehr an diesem Ort geschehen ist. Ein helles, zuckendes Licht erfüllt den Raum: ein Geistesblitz! Der, der davon getroffen wird, erhebt sich unvermittelt.

Irritiert blickt der Tafelroboter ihn an: Eine Regung, die nicht von ihm angeordnet worden ist? Wo kämen wir denn da hin?

Aber das Leuchten, das der Geistesblitz in die Augen des Aufgestandenen gebrannt hat, ist stärker als der finstere Blick des Tafelroboters. Ganz klar steht ihm vor Augen: Keine Kaserne kann existieren ohne Einkasernierte.

So reißt er sich die Maske vom Gesicht und sagt mit fester Stimme: "Ich erkenne die Wirklichkeit des unsichtbaren Feindes an – nicht aber die Kaserne, die ihr auf seinem Fundament errichtet habt!"

Damit verlässt er seinen Platz und marschiert durch die Tür hinaus ins Freie.

Und siehe: Auch der Geist kann sich unsichtbar fortpflanzen, nicht anders als der Feind, vor dem er in die Knie gehen sollte. Auch er kann von einem auf den anderen übergehen, keine noch so große Abstandsregel kann ihn daran hindern.

So erhebt sich einer nach dem anderen, reißt sich die Maske vom Gesicht und tritt hinaus ins Freie. Jeder wird wieder der, der er war. Zum Schluss fällt auch

dem Tafelroboter die Maske vom Gesicht. Er zuckt mit den Augen, er schüttelt sich – und plötzlich kann auch er nicht mehr fremdgesteuert werden von denen, die das Reich des Geistes ersticken wollten im Windschatten einer unsichtbaren Bedrohung.

Sie wissen alle: Noch immer schleicht draußen auf der Straße der Tarnkappenfeind herum. Noch immer versucht er in sie einzudringen und sie in eine tödliche Waffe gegen ihre besten Freunde zu verwandeln.

Nun aber lassen sie es nicht mehr zu, dass der, der ihren Körper zu zerstören droht, zuvor schon ihre Seele zersetzen kann. Sie treffen sich in virtuellen Welten. Sie lernen sich selbst und andere neu kennen. Sie finden Trost in der freien Welt des Geistes. Sie erfinden Träume für ein neues Miteinander, in das sie eintreten werden am Tage des Sieges über den unsichtbaren Feind.

Und sie schwören sich: Nie wieder soll die Schule in eine Kaserne verwandelt werden!



III. Verstörung



Die letzten drei Einträge im literarischen Corona-Tagebuch kreisen um die Frage möglicher Langzeitfolgen der Corona-Krise: Welche Auswirkungen wird sie auf unseren Umgang miteinander haben? Auf unsere Einstellung zu Krankheit und Kranken? Und, ganz allgemein: auf unser Existenzgefühl? Ausgangspunkt des ersten Eintrags: Quarantänemaßnahmen als Mittel der "Schädlingsbekämpfung" (englisch "pest control"!).



Schädlingsbekämpfung

Der Pfeffer ist schuld. Schon lange hast du keinen mehr benutzt, weil du genau weißt, dass das in dieser Situation gefährlich ist. Aber genau deshalb war der Wunsch nach etwas Scharfem, Prickelndem, Außergewöhnlichem in deinem faden Alltag auf einmal so übermächtig geworden, dass du einfach nicht widerstehen konntest.

Natürlich hast du dich bemüht, so unauffällig wie möglich zu niesen, als dir der Pfefferstaub in die Nase stieg. Und selbstverständlich hast du dabei auch all die neuen Anstandsregeln eingehalten, obwohl du ganz allein in deiner Wohnung bist. Du hast dich in eine Ecke gedreht, verschämt in deine Armbeuge geniest und dir anschließend die Hände gewaschen.

Aber es hat alles nichts geholfen. Dem neuen Körpersensor, der vor ein paar Wochen in deiner Wohnung installiert worden ist, entgeht nichts. So flehentlich du auch auf die kleine Ampel neben ihm gestarrt hast: Sie ist doch augenblicklich auf Gelb umgesprungen, sobald der Sensor dein Niesen detektiert hatte.

Das Schlimmste ist: Das Kribbeln in deiner Nase will einfach nicht aufhören. In aller Eile stürzt du zum Fenster. Frische Luft ist jetzt das Einzige, was dir helfen kann! Aber noch bevor du das Fenster erreichst, musst du ein zweites Mal niesen, kurz darauf ein drittes Mal.

Ein klickendes Geräusch signalisiert dir, dass es zu spät ist. Du ignorierst es einfach, als könntest du es damit ungeschehen machen. Noch zwei Schritte, dann umschließt deine Hand den kalten Fenstergriff. Aber er lässt sich nicht mehr bewegen: Unerbittlich hat der Sensor nach deinem dritten Niesen die automatische Verriegelung aktiviert.

Du drehst dich um und blickst auf die Ampel: Sie ist auf Rot gesprungen. Hellrot, sagst du dir, nicht so schlimm, dann könnte vielleicht die Tür ... Mit vier, fünf hastigen Schritten bist du an der Wohnungstür. Aber sie ist natürlich verschlossen. Was hattest du auch erwartet? Warum sollte man dich daran hindern, deine Sekrete aus dem Fenster zu schnauben, dir aber einen Fluchtweg offen lassen?

Instinktiv treibt es dich in die Küche. Der Kühlschrank ist noch gut gefüllt, auch der Vorratsschrank daneben hat noch einiges zu bieten. Alles halb so wild, versicherst du dir, die zwei Quarantänewochen würdest du problemlos überstehen. Jetzt kommt dir zugute, dass du seit dem Ausbruch der Seuche immer etwas mehr eingekauft hast als sonst. Ein Glück, dass du dich nicht von dem allgemeinen Beschwichtigungsgesäusel hast einlullen lassen!

Um dich zu beruhigen, kochst du dir erst mal einen Tee. Eine wohlige Wärme durchströmt dich, als deine Lippen das heiße Nass berühren. Nun kannst du der Situation fast schon etwas abgewinnen. Wann bekommt man schon einmal zwei Wochen Urlaub geschenkt? Endlich hast du mal wieder Zeit, ein gutes Buch zu lesen! Wieder ein paar alte Filme anzuschauen, die du lange nicht

mehr gesehen hast. Die Fotos von deinem Smartphone auf den PC zu laden und deine Bildersammlung neu zu ordnen.

Aber so wiegenliedhaft du auch auf dich einredest: Mit einem Auge schielst du doch immer auf die kleine Ampel. So entgeht dir auch nicht, dass das Hellrot allmählich in einen dunkleren Farbton übergeht.

Alarmiert springst du von deinem Stuhl auf. Wie kann das sein? Du verhältst dich doch ganz vorschriftsmäßig! Sogar der Tee, den du dir gekocht hast, trägt das Prädikat "Arzneimittel" und ist mit allerlei heilenden Kräutern versetzt. Oder ist der Tee am Ende vielleicht sogar das Problem? Verursacht er eine Wärmeentwicklung, die der Sensor als Fieber deutet?

Ohne lange nachzudenken, eilst du in die Küche und schüttest den restlichen Tee in den Ausguss. Zurück im Wohnzimmer, starrst du wieder auf die Ampel. Du wartest eine Minute, zwei Minuten, zehn Minuten ... Aber die dunkelrote Farbe will sich einfach nicht aufhellen.

Solltest du etwa doch ...? Aber wie kann das sein: Seit wann verursacht Pfeffer denn Fieber? Mit pochendem Herzen kramst du dein altes Fieberthermometer aus der Schublade. Widerstrebend steckst du es dir zwischen die Lippen, als würde deine Hand von einem unsichtbaren Arzt gelenkt.

Wieder ein paar Sekunden quälenden Wartens, dann das erlösende Fiepen des Thermometers. Deine Finger zittern, als du es dir vor die Augen hältst. Teilnahmslos verkündet es das Urteil: 38,5 Grad!

Ein Gefühl bleierner Erschöpfung legt sich um deine Glieder. Du lässt dich auf einen Sessel fallen und starrst dumpf auf den Sensor in der Ecke des Zimmers. Für einen Augenblick überlegst du, ob du ihn vielleicht manipulieren könntest. Aber du weißt natürlich, dass er unbestechlich ist. Kühl registriert er jede Annäherung an ihn, eine unbefugte Berührung würde er mit einem Stromschlag beantworten.

Während du überlegst, ob du fiebersenkende Mittel im Haus hast, dringt auf einmal ein zischendes Geräusch an dein Ohr. Ob du vielleicht den Wasserkocher nicht richtig ausgeschaltet hast? Oder ist womöglich die Heizung defekt?

Eine unangenehme Erinnerung steigt in dir auf. Du versuchst sie zu verdrängen, aber sie flutet dein Gehirn mit solcher Kraft, dass es dir nicht gelingt, dich dagegen zu wehren. Vor einiger Zeit hat dir ein Bekannter von einem Euthanasie-Programm erzählt. Dieses solle dazu dienen, schwer Erkrankten einen qualvollen Erstickungstod zu ersparen. Eine Kombination aus betäubenden und das Herz lähmenden Präparaten gewährleiste die humane Wirkung des Mittels.

Bestimmt eines dieser haltlosen Gerüchte, wie sie in letzter Zeit kursieren, sagst du dir. Krisenzeiten sind eben seit jeher ein fruchtbarer Boden für Ammenmärchen aller Art!

Oder bildest du dir das Gespräch mit deinem Bekannten nur ein? Ist das alles nur ein böser Traum? Ein Wahngelbilde aus Fieberfratzen, die dich umtanzen und in ihre verzerrte Welt hinüberziehen?

Deine Sinne verwirren sich und verlieren sich in einem immer undurchdringlicheren Nebel. Im Nebel des Vergessens. Im Nebel eines tiefen Schlafs, auf dessen Schwingen du willenlos entgleitest in ein anderes Land.

Das Letzte, was du wahrnimmst, ist ein feiner weißer Dunst, der aus einem Loch neben dem Sensor in deine Wohnung strömt.



Ein Blick auf die Straße: An die Stelle des bunten Treibens ist ein Reigen vermummter Gestalten getreten, deren Masken allmählich mit ihren Gesichtern verwachsen.



Vermummungsgebot

Schweißgebadet fährst du aus dem Schlaf hoch. Instinktiv schüttelst du dich, um die Nachwehen des Alptraums, der dich heimgesucht hat, abzustreifen.

Im Traum war jedes Gesicht, dem du begegnet bist, zu einer unförmigen Masse zerflossen. Jedwede Kontur war verschwunden, ein Gesicht war wie das andere. Sie bauten sie vor dir auf wie Wellen in der Brandung, die zerfielen, sobald du dich ihnen nähertest.

Nur die Augen lösten sich nicht auf. Sie allein blieben zurück. Gehetzte, verängstigte Augen, die sich von den Gesichtern lösten und dich von überallher anstarrten: aus den Wolken, aus den Bäumen, von den Gehwegen, aus dem Gebüsch. In ihrer Furcht wirkten sie ausgesprochen bedrohlich, wie bei einem in die Enge getriebenen Tier, das zubeißen würde, wenn man ihm zu nahe käme.

Schlaftrunken erhebst du dich von deinem Bett und trittst ans Fenster. Auf die Straße schauend, musst du feststellen: Der Alptraum ist Wirklichkeit geworden. Jedes Gesicht ist zu einem blauen Stein erstarrt, zu einem Eisblock, der sich wie im ewigen Eis an den anderen Eisschollen vorbeischiebt.

Kein Lächeln widersetzt sich mehr den unerbittlich geraden Schneisen des Alltags. Starr folgen die Augen den Wegen, die andere für sie gebahnt haben.

Ein halbes Jahr darauf hast du erneut einen Alptraum. Dieses Mal zerfließen die Gesichter nicht vor deinen Augen. Stattdessen ist nun jedes Detail überdeutlich zu erkennen. Alles sieht aus, als würde man es durch eine Lupe betrachten. Sind die Lippen wirklich schon immer so wulstig gewesen? Die Wangen so hohl? Die Nasen so spitz?

Während du diesen Gedanken nachhängst, öffnet sich auf einmal das Tor eines Mundes. Du erschrickst über die Dunkelheit, die sich dahinter auftut. Reflexartig versuchst du zu fliehen – aber es ist zu spät. Der Mund weitet sich zu einem Raubtierrachen, ein giftiger Atem entströmt ihm, der dich an deinen Ort bannt. Hilflos musst du zusehen, wie der Schlund zu einem Abgrund wird, der dich in seine finstere Tiefe hinabsaugt.

Wieder stehst du von deinem Bett auf und trittst ans Fenster. Und wieder musst du feststellen: Der Alptraum hat nur einen anderen Ausdruck gefunden für das, was Wirklichkeit geworden ist.

Zwar haben alle die blauen Schleier abgelegt, die bis vor kurzem ihre Gesichter verdeckt hatten. Die Gesichter aber sind nicht mehr dieselben. Die Schleier haben sich ihren Zügen eingebrannt, auch unbedeckt wirken die Gesichter maskiert. Keine Regung zeigt sich auf ihnen, die Lippen sind fest verschlossen, eine heruntergelassene Schranke, die jeden Fremden abwehrt.

Auch die Augen sehen noch immer aneinander vorbei, ängstlich darum bemüht, sich einen Weg durch den Menschenschwungel zu bahnen. Niemand wagt es, dem anderen zu nahe zu kommen. Und wenn doch einmal zufällig ein Finger eine fremde Hand streift, zuckt er zurück, als hätte er eine heiße Herdplatte berührt.

Ein jeder erzittert vor der Existenz des anderen. Ein jeder ist für den anderen eine lebensgefährliche Bedrohung. Niemand kennt mehr einen schlimmeren Feind als den, der seine Nähe sucht.

Der letzte Eintrag im literarischen Corona-Tagebuch stellt die alles entscheidende Frage: Wo ist eigentlich Gott abgeblieben?



GlaubensLeere

Als du an jenem Morgen in die Kirche kommst, empfängt dich nichts als eine große, dunkle Leere.

Alle Bänke sind verwaist. Niemand tuschelt verstohlen mit seinem Nachbarn. Niemand blättert geistesabwesend in seinem Gebetbuch. Niemand harrt in andächtigem Gebet des erlösenden Harmoniesturms der Orgel.

Befremdet gehst du in die Sakristei, um dich für deine Predigt umzukleiden. Auch dort: Leere. Grabesstille. Verlassenheit. Kein Messdiener erwartet dich. Kein Mitglied des Kirchenvorstands sucht unter einem Vorwand die Nähe des Allerheiligsten. Keine Diakonin hilft dir bei der Vorbereitung auf die Messe.

Hast du dich etwa im Tag geirrt? Du weißt zwar genau, dass das nicht der Fall sein kann, schaut aber dennoch auf deine Armbanduhr. Wie erwartet verkündet auch sie, dass dies der Tag der Glaubensfeier sei, der Tag für die Erneuerung des Bundes mit dem Allerhöchsten.

Du atmest tief durch. Vielleicht, sagst du dir, ist es ja sogar besser so. Für diesen ganz besonderen Tag, an dem nach langer, krisenbedingter Schließung der Kirche erstmals wieder eine Messe gefeiert werden soll, hast du dir auch eine ganz besondere Predigt zurechtgelegt. Die ganze Woche über hast du daran gefeilt. Womöglich ist es sogar von Vorteil, sie jetzt noch einmal in Ruhe durchzugehen und im kontemplativen Zwiegespräch mit dem wahren Herrn dieses Hauses dessen Segen für die Messe zu erbitten.

Also kniest du andächtig vor dem Altar nieder und rufst im Geist den Text der Predigt auf. Aber es gelingt dir nicht, dich auf die Worte zu konzentrieren. Sobald du in die Flut der Sätze eintauchst, verwirren sie sich wie Wellen, die vor dem Strand ineinanderfließen und sich in wahlloser Folge am Ufer brechen.

Seufzend erhebst du dich und drehst dich um. Lange lässt du deinen Blick durch das Gewölbe wandern, auf der Suche nach irgendeinem Halt, einer Gestalt oder wenigstens dem Schatten einer Gestalt. Aber vergebens: Der Kirchenraum ist so verwaist wie zuvor, du blickst in eine überdimensionierte Gruft.

Wie ist das nur möglich? Gerade in diesen krisenhaften Zeiten müssten die Menschen doch in Scharen in diese Arche strömen, an den einzigen Ort, wo es einen Anker gibt, der ihnen Halt verspricht in haltloser Zeit!

Da spürst du einen Stich im Herzen. Gegen deinen Willen hat sich in deinem Innern eine Tür geöffnet, die du seit deiner Jugend stets fest verschlossen gehalten hast. Eine Tür, hinter der sich all die Mauern türmen, die dich einstmals getrennt haben von dem, dem du heute dienst. Und plötzlich wird dir wieder schmerzlich bewusst, dass ein Anker spitze Enden haben muss, um sich im Boden zu verwurzeln; und dass diese Enden, wenn sie sich in einem Herzen beheimaten, auch Wunden schlagen können, von denen tiefe Narben zurückbleiben.

All die dunklen Fragen recken dir auf einmal wieder ihre Fratzen entgegen und stechen ihre spitzen Giftpfeile in dein Herz: Was ist das für eine Macht, die ihre Geschöpfe willkürlich mit Krankheiten und Seuchen zu Tode quält? Die alles Erschaffene auseinanderbrechen lässt, kaum dass es das Licht der Welt erblickt hat, wie Kinder, die ihre Bauklötzchentürme aus purem Übermut immer wieder einreißen? Die ein Dasein nur um den Preis der Auslöschung eines anderen Daseins überdauern lässt? Die ihre Schöpfung wie ein gewaltiges Schlachthaus angelegt hat?

Ist es auch nur im Entferntesten denkbar, eine solche Schöpfung mit den Idealen von Frieden und Liebe, Versöhnung und Barmherzigkeit in Verbindung zu

bringen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, dass das Universum – oder zumindest diese Welt, als die einzige dir vertraute – der Schauplatz zweier Mächte ist, die erbittert um die Vorherrschaft im Kosmos ringen?

Aber wie kannst du an die Erlösungskraft einer Macht glauben, die zulässt oder zulassen muss, dass neben und mit ihr eine andere Macht existiert, die in allem das Gegenteil von ihr ist? Die den Keim der Zerstörung und, noch schlimmer, der Lust an der Zerstörung in den Wesen sät?

Du fröstelst. Mit aller Macht stößt du dir dunkle Tür, die sich in deinem Herzen aufgetan hat, wieder zu. Für einen Augenblick schließt du die Augen und lässt es zu, dass die Wogen der Dunkelheit an deiner Arche emporzüngeln. Sie schwankt heftig, aber sie geht nicht unter.

Mit einem Ruck reißt du die Augen wieder auf. Wie ein Schiffbrüchiger, der, von einer Welle überspült, nach Luft schnappt, saugen deine Blicke die Leere des gewaltigen Gewölbes ein. Diese undurchdringliche, alles durchdringende Leere, die das Abbild deiner Hoffnungslosigkeit ist – gleichzeitig aber auch deine einzige Hoffnung.



Bildnachweise

Cover: Paul Gauguin (1848 – 1903): Madame La Mort (Frau Tod, 1890/91); Musée d'Orsay, Paris

I. Verwirrung:

Intographics: Mann (Pixabay; leicht verändert)

Krankheitssymptome:

1. Mystic Arts Design: Geister (Pixabay)
2. Gerd Altmann: Kopf (Pixabay; Original farbig)

Gekaperte Körper:

Stefan Keller: Fantasy (Pixabay)

Der Schatten des Drachen:

Vinson Tan: Classic (Pixabay)

II. Verwerfung:

Intographics: Mann (Pixabay)

Der Marionettenspieler:

Alex Yomare: Die Marionette (Pixabay)

Unheilige Heilige:

Henrietta Rae (1859 – 1928): Die Dame mit der Lampe (Florence Nightingale während des Krimkriegs in Scutari, dem heutigen Istanbul Stadtteil Üsküdar, 1854), 1891; Wellcome Collection Gallery/Library (Abb. aus: Renate Burgess: Portraits of doctors and scientists in the Wellcome Institute of the History of Medicine, London 1973)

Robinson:

Caspar David Friedrich: Der Mönch am Meer (1808 – 1810); Alte Nationalgalerie Berlin

Verwaist:

1. Richard McCall: Straßenhändler (Pixabay; im Original farbig)
2. Public Domain Pictures: City (Pixabay; im Original farbig)

Verhüllter Geist:

1. Harold Copping (1863 – 1923): The Dunce (Der Klassenletzte, 1886); Russell-Cotes Art Gallery & Museum, Bournemouth
2. Albert Anker (1831 – 1910): Schreibunterricht (1865); Wikimedia

III. Verstörung:

Gerd Altmann: Angst (Pixabay)

Schädlingsbekämpfung:

1. Hendrik Frans Schaefels (1827 – 1904): Junger Gefangener in seiner Zelle (Wikimedia)
2. Free-Photos: Hand (Pixabay)

Vermummungsgebot:

René Magritte (1898 – 1967): Die Liebenden (1928); Museum of Modern Art, New York

GlaubensLeere:

1. Peter H. (Tama 66): Lost Places: Kirche (Pixabay)
2. Vincent van Gogh (1853 – 1890): Der alte Kirchturm von Nuenen in der Abenddämmerung (1884; Wikimedia)